

## Das Mittwochsporträt

VON SILVIA LIEBRICH

Barbara Unmüßig kann Ungerechtigkeiten nicht leiden. Sie zu bekämpfen, hat die 62-Jährige zu ihrem Beruf gemacht. Seit 2002 ist sie eine von zwei Vorstandsmitgliedern der Heinrich-Böll-Stiftung, die den Grünen nahesteht. Klima und Umwelt schützen, Benachteiligten eine Stimme geben, das ist ihr Anliegen und das, was sie antreibt. Wer das durchhält, muss leistungsfähig sein, besonders in diesen Zeiten.

Im Bundestag sind die Grünen zum Winzling auf der Oppositionsbank geschrumpft, abgeschlagen hinter AfD, Linke und FDP. Bei der zurückliegenden Bundestagswahl hat die Umweltpartei so schlecht abgeschnitten wie lange nicht. Beim Klimaschutz geht es nicht voran, während Rechtspopulisten an den Grundfesten von Demokratie und Freiheit rütteln – also jede Menge Gründe, frustriert zu sein.

## MITTWOCHSPORTRÄT

Barbara Unmüßig sitzt in ihrem lichtdurchfluteten Büro in Berlin, den Bundestag fast in Sichtweite, und wirkt dabei alles andere als frustriert: Eine lebhaftere Frau mit kurzen grauen Haaren, die sich ihre gute Laune nicht verderben lässt. Sie sitzt in einem etwas zu groß geratenen Bürostuhl und sagt: „Wir müssen widerständiger und radikaler werden.“ Sie lächelt dabei entspannt. Nein, auf Barrikaden steigen sei damit nicht gemeint, stellt sie klar. Sie will mit Fakten und guten Argumenten überzeugen, nicht mit platten Parolen und Kampfgeheul, wie es derzeit in der Politik oft zu hören ist.

Unmüßig hat sich dem globalen Schutz von Umwelt und Menschen verschrieben. „Der Erde ist es egal, ob es Menschen gibt oder nicht. Mir ist das aber nicht egal.“ Warum trotz der globalen Umweltkrisen so wenig Menschen in Deutschland grün wählen, fällt auch ihr nicht so leicht zu erklären. Aber sie hat eine Vermutung: Verfehlte Klimaziele, verschmutzte Weltmeere und der Verlust der Artenvielfalt verunsichern ihrer Meinung nach viele Menschen, vor allem, weil keine einfachen und schnellen Lösungen für diese gravierenden Probleme in Sicht sind. „Da schlagen sich die Leute lieber auf die sichere Seite, wählen die Bequemlichkeit und vermeintliche Stabilität, damit alles so bleibt, wie es ist.“ Für sie sei das aber ein Ansporn. „Ich sehe, wie sich Menschen gegen dieses Versagen wehren, und das motiviert mich.“

**„Ich habe halt eine Gosch, sonst wäre ich nicht so weit gekommen.“**

Vorgezeichnet war dieser Weg für sie nicht. Barbara Unmüßig hat sich ihren Platz erkämpft. „Ich habe halt eine Gosch, sonst wäre ich nicht so weit gekommen“, meint die Frau, die in der Nähe von Freiburg geboren ist. Ihre Heimat, das war „auf dem Dorf“, wie sie es nennt. Dort ist sie aufgewachsen, mit zwei Geschwistern, der Vater Schriftsetzer, die Mutter Hausfrau und Hilfsarbeiterin in der Industrie. „Es war ein autoritäres Elternhaus und gleichzeitig ein lustiges, in dem viel gelacht und gefeiert wurde“, sagt sie. Dabei sei das Geld immer knapp gewesen. „Die Frauen in meiner Familie waren sehr ehrgeizig und aufstiegsorientiert, das hat mich mehr beeinflusst, als ich wahrhaben wollte.“

Als Kind verbrachte Unmüßig viel Zeit mit ihren Omas, begleitete sie auf den Acker, half bei der Obsternte und im Weinberg. Mit deren Geschichten vom Leben im Krieg, von der harten Arbeit in der Zigarrenfabrik, in der die Frauen im Akkord arbeiteten und sich für wenig Lohn plagten, ist sie groß geworden. In der Schule zeigte sie Ehrgeiz, schaffte es auf das katholische Mädchengymnasium in Freiburg. „Bei den Schulkameradinnen gab es zu Hause auch unter der Woche Fleisch zum Essen und jeden Tag Nachtisch. Auf dem Tisch lag Silberbesteck. Da ist mir das erste Mal so richtig gedämmert, dass es unterschiedliche Chancen gibt.“

Zu Hause rebellerte sie, zog noch vor dem Abitur aus, war fasziniert von der Protest- und Umweltbewegung, die sich in den Siebzigern im Badischen formierte, etwa gegen das damals geplante Atomkraftwerk Wyhl. Ihr Wunsch, Politikwissenschaften zu studieren, stieß in der Familie auf Unverständnis. „Meine Oma meinte: ‚Willst du etwa Bundeskanzlerin werden?‘“ Nein, sagt Unmüßig entschieden, in die Politik habe sie nie gehen wollen, „da muss man zu viele Kompromisse eingehen und verliert zu viele Ziele aus den Augen.“

Gesucht hat sie die Nähe der Politik jedoch schon früh. Während des Studiums knüpfte sie Kontakte zum *Dritte Welt Magazin*, verfasste kämpferische Artikel, in denen sie die Ursachen für Armut und Chancenlosigkeit von Frauen in Afrika analysierte. Als es die Grünen in den Achtzigerjahren in den Bundestag schafften, zog sie nach Bonn, arbeitete für die Abgeordneten Uschi Eid und Ludger Volmer. Als die Partei 1990 wieder aus dem Parlament flog, wurde sie über Nacht arbeitslos. „Für mich war das nicht lustig als quasi alleinerziehende Mutter mit einem kleinem Kind“, sagt sie.

An Ideen und Engagement mangelte es ihr nicht. Sie gründete ihre eigene NGO

Weed, fand Spender, um für eine gerechtere Weltwirtschaft und gegen die Ausweitung der Globalisierung zu kämpfen. Gleichzeitig bereitete sie in Kooperation mit deutschen Naturschutzverbänden den wichtigen Klimagipfel 1992 in Rio de Janeiro vor und nahm auch daran teil. Ein hartes Ringen sei das gewesen, erzählt sie. Dass es Deutschland mehr als ein Vierteljahrhundert danach nicht schafft, seine Klimaziele für 2020 einzuhalten, und auf 2030 ver-

## Grüne Ökonomie

Die ökologische Transformation der Wirtschaft ist ein großes Thema in Politik, Gesellschaft und Wissenschaft. Dabei geht es um die Frage, wie eine Weltwirtschaft aussehen kann, die nachhaltig und fair ist, die die Grenzen des Planeten berücksichtigt und künftigen Generationen ein gutes Leben ermöglicht. Hier stehen unterschiedliche Konzepte, Ideen und Begriffe im Wettstreit – von einem Green New Deal, über eine Commons-basierte (Gemeingüter-)Wirtschaft, bis hin zu einer Ökonomie, die sich von der Wachstumsdoktrin verabschiedet.

tagt hat, ist für sie schwer zu ertragen. Selbst der Plan der Bundesregierung, bis Jahresende konkrete Vorgaben für einzelne Sektoren festzuzurechnen, scheint zu wackeln. Wie die Klimawende gelingen kann, daran wird unter anderem bei der Böll-Stiftung mit weltweit 500 Mitarbeitern und 33 Auslandsbüros gearbeitet. Seit 2002 ist Unmüßig Vorstandsmitglied der Stiftung, die ursprünglich von den Grünen gar nicht gewollt war. Die Partei hatte in ihren Anfängen sogar vor dem Verfassungsgericht geklagt, um jede staatliche Finanzierung parteinaher Stiftungen zu kippen. Ein Seitenhieb gegen die etablierten Parteien CDU/CSU, SPD und FDP, die ihnen zugehörigen Institutionen mit üppigen Geldzuflüssen bedachten. Doch die Grünen scheiterten. Schließlich gründeten sie Ende der Neunzigerjahre gleich drei Stiftungen, „ein heillos Durcheinander“, wie Unmüßig zugeht. Namensgeber Heinrich Böll, einer der bedeutendsten Schriftsteller der Nachkriegszeit, hatte mit der Stiftung tatsächlich nie etwas zu tun, er lebte da nicht mehr.

Unmüßig war von Anfang an dabei, erst im Aufsichtsrat, dann auf operativer Ebene. Sie sei quasi das institutionelle Gedächtnis der Organisation, sagt sie. An Selbstbewusstsein mangelt es ihr also

## Die Widerspenstige

Barbara Unmüßig ist eine der Chefinnen der Heinrich-Böll-Stiftung. Sie zählt zu den ersten Umweltaktivisten der Grünen. Ihre Ansichten sind allerdings auch parteiintern umstritten



Sie wuchs mit ehrgeizigen Frauen auf und lernte, sich durchzusetzen: Barbara Unmüßig.

Foto: Thies Raetzke

nicht. Eine energische Frau, die fordert und herausfordert. Im Moment mischt sie in der Debatte um das Anthropozän mit, ein neues geologisches Zeitalter, das einige Wissenschaftler gern ausrufen würden. Der Begriff steht für die neue Zeit, in der der Mensch zur Naturgewalt geworden ist und keinen Winkel der Welt verschont.

„Wir leben über unsere Verhältnisse und müssen die Grenzen des Planeten endlich akzeptieren.“ Eine Aufforderung, die Unmüßig gern und oft wiederholt. In ihren Augen ist es ein großer Irrtum zu glauben, dass sich eine intakte Umwelt vor allem mit Technologie und Effizienz wiederherstellen lässt, „ohne Maßhalten und Teilen und auch Verbieten werden wir die Keimwende nicht schaffen.“

Unmüßig befürchtet gar, dass die Diskussion um das Anthropozän als Vorwand dienen könnte, noch tiefer greifend in Naturkreisläufe einzugreifen. Etwa mit Technologien, die das Klima großflächig verändern, Stichwort Geo-Engineering. Dabei geht es etwa darum, Kohlendioxid (CO<sub>2</sub>) aus der Atmosphäre zu saugen und unterirdisch zu speichern oder Sonneneinstrahlung mit riesigen Reflektoren zu minimieren. Unmüßig lehnt solche Überlegungen nicht grundsätzlich ab, „aber wir müssen doch erst einmal klären, welche Folgen das hat und ob wir das wirklich wollen.“

Mit solchen Vorbehalten stößt sie vor allem in der Forschung auf Unverständnis. Viele Wissenschaftler halten die Technik für beherrschbar, sie werfen Kritikern wie ihr weltfremdes Zaudern vor, was sie nicht weiter stört. „Unterschiedliche Sichtweisen sind eigentlich etwas Gutes, nur halten das nicht alle Leute aus.“

**Über den richtigen Weg zu streiten, im positiven Sinn, ist für sie ein Muss**

Für so manchen ist sie mit ihrer Widerspenstigkeit ein rotes Tuch, auch im eigenen Lager. Zum Beispiel wegen ihrer fundamentalen Kritik am Konzept einer grünen Ökonomie, so wie sie etwa Pavan Sukhdev, früher Topmanager der Deutschen Bank und seit 2017 Chef der Umweltorganisation WWF, vorschlägt. Er hat im Auftrag von EU und Weltbank ein neues System zur Umweltbilanzierung entwickelt. Im Kern geht es darum, Dienstleistungen der Natur, die Wasser, Luft und Boden kostenlos liefert, einen ökonomischen Wert zu geben. Ein Konzept, dass in Politik und Wirtschaft viel beachtet wird und durchaus auf Zuspruch stößt.

Unmüßig aber fragt: Der Natur ein Preisschild umbhängen? Sie ist da skeptisch, spricht von Kapitalismus mit grünem Anstrich, der ihrer Ansicht nach nicht die richtige Antworten auf die notwendigen Umbrüche sein kann. „Die riesigen ökologischen wie sozialen Krisen unserer Zeit lassen sich so nicht lösen“, glaubt sie. Viel wichtiger sei eine Abkehr vom Wachstumsdogma der Wirtschaft und ein maßvoller Umgang mit den globalen Ressourcen nach dem Motto „weniger ist mehr“. Ihre Kritik an dem Konzept der grünen Ökonomie hat Unmüßig in einem Buch zusammengefasst, das auch innerhalb der Stiftung für Diskussionen sorgte.

Unmüßig macht es sich und anderen nicht einfach. Schnelle Lösungen für die grundlegenden Probleme der Menschheit gebe es nicht, auch wenn manche Politiker diesen Eindruck erwecken wollten. „Unterkomplex“ nennt sie solche halbgenen Ideen. „Was wir brauchen, sind echte und nachhaltige Lösungen.“

Über den richtigen Weg zu streiten, im positiven Sinn, ist für sie ein Muss. Deshalb fordert sie auch mehr Besonnenheit auf politischer Ebene ein. „Im Moment erleben wir leider einen massiven Angriff auf demokratische Errungenschaften und die Freiheit. Das lässt wenig Zeit, sich mit den eigentlichen großen Menschheitsfragen zu beschäftigen“, bedauert sie. In ihren Augen mag dies das Versagen der Politik in der Klimapolitik erklären, kann es aber keinesfalls entschuldigen. „Wir erleben eine ökologische Krise mit irreversiblen Prozessen“, sagt sie. „Wir zerstören Klima, Weltmeere und Wälder und tun viel zu wenig, um diese fatale Entwicklung zu stoppen.“